

Der Traum von der Freiheit

Christiane Gumpert stellt in Frankfurt aus.

„Ich mag mich nicht so exhibitionieren“, sagt Christiane Gumpert, die Malerin, als ich sie frage. Ich sage: „Wenn der Betrachter die Sprache Ihrer Bilder verstehen soll, müssen Sie ihm Möglichkeit geben, Ihre Sprache zu erlernen. Dafür benötige ich Informationen“. Das Gespräch dauert vier Stunden.

Da arbeitet also seit Jahren in Frankfurt eine Malerin, 43 Jahre alt, zurückgezogen, ein wenig scheu, stellt nicht aus, trennt sich nur schwer von ihren Bildern, schützt sich und ihre Welt. Hat Sie etwa etwas zu verbergen? Ist sie gar eine schlechte Malerin? Christiane Gumpert ist eine gute Malerin – sie ist eine der besten, die ich in den letzten Jahren gesehen habe. Sie ist, was ihre Kunst anbetrifft, selbstbewusst, - mit Grund. Und siehe – unabhängig vom Kunstbetrieb, den sie nicht mag, werden Sammler auf sie aufmerksam, versuchen, ihr Bilder abzuschmeicheln – bei manchen Bildern geht das nicht, nicht für Geld, nicht für gute Worte – beginnen Museen, sich Rechte zu sichern, Werke anzukaufen, wie kürzlich etwa das der Stadt Nürnberg.

Wer ist dieser Mensch und was macht die Faszination seiner Bilder aus? Christiane Gumpert kommt aus Königsberg. Mit neun Jahren verlässt sie die Heimat, wird gezwungen, mit ihren Eltern vier Jahre in der Internierung zu leben, hinter Stacheldraht, mit vielen Menschen auf engstem Raum in Ställen und Baracken. Ihre Haltung gegenüber dieser Zeit ist ambivalent. Sie sagt: „Der Stacheldraht beengte, setzte aber auch Grenzen und gab relative Sicherheit und Geborgenheit“. Seither, die Verhaltensforscher werden es besser interpretieren können, ist ihre Fluchtdistanz groß. Sie braucht sehr viel Freiraum. Der Preis, den sie zahlt, ist Isolation und Einsamkeit. Sie hat über ihren Mann manche Bekannte, nur wenig wirkliche Freunde.

Immer wieder taucht im Gespräch das Problem der Beschränkung, der Eingenung auf. Sie sagt: „Wenn ich das Gefühl habe, dass Menschen oder Dinge mich irgendwie einengen wollen, das ist mir unerträglich“. Bevorzugt sie deshalb große Bildformate? malt sie deshalb immer und immer wieder die unendliche Weite, die Einsamkeit, die auch Freiheit ist? malt sie deshalb fast nie Menschen, nie nützliche Dinge?

Vom Lande geht es in die Stadt. Zunächst nach Würzburg, dann an die Kunsthochschule zu Karlsruhe. Sie ist noch unsicher, wählt einen begrenzten Tätigkeitsbereich als Ziel, den der Illustratorin. Eine Spur Lebensangst, so sagt sie selbstkritisch und reflektierend, habe da sicher mitgespielt. Ihr Lehrer, Professor

Gottfried Meyer, macht ihr Mut. Das müsse man überwinden können. Sie überwindet die Angst, mit seiner Hilfe, und ist ihm dankbar dafür.

In jener Zeit malte sie abstrakt. Sie produziert emotionale Malerei. „Das war alles noch spontan“, sagt sie. Ihr zweiter großer Lehrer, Professor Bernhard Dörries, von der Berliner Hochschule für bildende Künste, erkennt offenbar früher als sie selbst ihre eigentlichen Fähigkeiten. Lehrer und Schüler führen einen Kampf, er versucht sie zur gegenständlichen Malerei zu führen. Er ist listenreich, einfühlsam. Sie einigen sich: ein Bild abstrakt – eins gegenständlich.

„Zunächst“, so sagt Chrisiane Gumpert, „fand ich zu ihm nicht so starken Zugang“. Erst in der Retrospektive ist ihr selbst deutlich geworden, wie sehr er ihre Entwicklung beeinflusst hat. Sie spricht von ihm, wie von ihrem Lehrer Gottfried Meyer, mit größter Hochachtung. Sie sagt: „Er hat das Gefühl für Ästhetik vermitteln können, einer Ästhetik, die ich mir zueigen gemacht habe“. Und sie sagt: „Ich habe mit den Augen dieses Mannes zu sehen begonnen“. Gibt es ein höheres Lob für einen Lehrer?

Und dann bringt sie die Technik hinter sich. Ja, bei Gott, sie sagt, „ich habe die Technik hinter mir“. Und meint, dass sie die Technik beherrschen lernte. Aber gleichzeitig bedeutet das auch, dass sie die Technik als Verbündeten hinter sich hat. Denn, „die Hochschule gab nicht so viele Hilfe, das Handwerk zu begreifen“. Sie wird Restauratorin, spezialisiert sich auf Fresken, nicht auf Tafelbilder, der großen weiteren Räume wegen, in denen Fresken die Wände zu schmücken pflegen. Sie erprobt ihre Anpassungsfähigkeit, ihre Fähigkeit, nachzuziehen.

In dieser Zeit, sechs Jahre sind eine lange Spanne, malt sie nichts eigenes. „Weil die Arbeit zu anstrengend war“, meint sie, wohl aber auch, weil sie unmerklich einen Reifeprozess durchlebte. „Über die Fresken habe ich zum Gegenständlichen zurückgefunden“, sagt sie. Identifiziert sie sich mit den Meistern, deren Werke sie restauriert? Sie tut es nicht. Zwar findet sie Details bewunderungswürdig, findet auch die Zeitatmosphäre faszinierend, die die Werke der Renaissance, des Barock, des Rokoko widerspiegeln. Aber identifizieren – nein. Die Renaissance entspricht ihrem Lebensgefühl. Die Größe und Weite, die Atmosphäre des Aufbruchs. Ihre Favoriten aber heißen Ferdinand Léger, Pit Mondrian, George Grosz und George de Chirico.

Vier Jahre später beginnt sie wieder zu malen. Der Übergang von Abstrakten zum Gegenständlichen ist abrupt. Sie malt langsam. Wenn sie beginnt, den ersten Pinselstrich setzt, ist das Bild in ihrer Vorstellung fertig. Sie hat die Melodie im Ohr. Der Rest ist Partitur. Farbschicht setzt sie über Farbschicht. Bis zu fünfzehnmal. Sie malt große Bilder. Sie sagt: „Kleine Bilder haben mir nicht so viele Spaß gemacht“. In ihren Bildern artikuliert sie ihr Lebensgefühl, schreibt sie ihre Bedürfnisse nieder – nach Weite, nach Wärme, nach Freizügigkeit und Freiraum. Sie hat das Glück, einen Partner zu haben, der ihr nicht nur den Freiraum gibt, sondern sich auch emotional unterstützt. Und sie malt Dinge, die zweckfrei, ohne realen Wert sind, die Muschel, das abgestorbene Wurzelstück, den alten Strohhut. Sie malt surreal. Ja, sie ist eine Surrealistin, die die Schönheit eines Dinges an sich erfasst und reproduziert. Christiane Gumpert ist frei. Die Faszination, die von ihren Bildern ausgeht, hat ihre Ursache darin, dass ihre Bilder

das signalisieren, uns, den Betrachtern, einen Teil der Freiheit zurückgeben, wir, die wir der Sicherheit und Geborgenheit wegen, die wir benötigen, auf mehr Freiheit und Freizügigkeit verzichten, als uns recht ist.

Frankfurt am Main
im September 1979

Berend Harke Feddersen